

Aus dem Inhalt:

Offenheit

Gottes Ebenbild

Die Arbeit auf dem Bauplatz

Bernstein-Seminar 1999

Wer war Jesus?

Neuzugänge der Bücherei

TREFFPUNKT

Gemeindemitteilungen

Offenheit

Der Bund für Freies Christentum hat auf seinem Informationsstand beim diesjährigen Evangelischen Kirchentag in Stuttgart zur Kennzeichnung seines Anliegens die drei Wertbegriffe »Offenheit«, »Freiheit« und »Wahrhaftigkeit« herausgestellt. Ich denke, daß diese Wertbegriffe auch für die religiöse Einstellung der Templer gelten können. Oder muß ich sagen: gelten *sollten*? Denn zwischen Vorsatz und praktischer Durchführung besteht doch oftmals eine Kluft.

Wie halten *wir* es zum Beispiel mit der »Offenheit«? Ist unsere Gemeinde offen? Sind wir es selbst, jeder einzelne von uns? Was heißt denn überhaupt »offen«? Genügen wir unserer Offenheit, wenn wir unsere Gemeinschaftsräume auch anderen Gruppen und Vereinigungen zur Nutzung überlassen? Reicht es aus, wenn wir bei Veranstaltungs-Ankündigungen den Zusatz anbringen: »Auch Freunde sind dazu herzlich eingeladen«? Freunden steht man doch *immer* freundschaftlich gegenüber. Besagt »Offenheit« nicht noch etwas mehr?

Offenheit bedeutet für mich zweierlei, nämlich offen *zu* anderen und offen *für* andere zu sein. Offen *zu* anderen sind wir, wenn wir mit unserer religiösen Einstellung, mit unserer Auffassung von Sinn und Aufgabe unseres Lebens und mit unseren Lebenserfahrungen nicht »hinterm Berg« halten, sondern mit anderen »offen« darüber reden. Eine christliche Gemeinde lebt eigentlich *nur* vom Weitergeben von Erfahrungen und Erkenntnissen. Daß wir uns, fast 2000 Jahre nach seinem Tod, noch mit Jesus von Nazareth befassen, heißt doch, daß die Kunde von ihm, von seiner Gotteserkenntnis und von seiner Lehre, durch die Jahrhunderte hindurch immer wieder weitergetragen worden ist.

In der Vergangenheit haben sich die Menschen häufiger miteinander über Lebensfragen unterhalten. Mir scheint, daß diese Praxis immer mehr verkümmert. Man lebt in nächster Nähe zu anderen Menschen, aber man weiß überhaupt nichts von ihrem seelischen Zustand und ihrem Innenleben. Es wirkt für mich wirklich erfrischend und belebend, wenn ein Ältester unserer Gemeinde ab und zu in seiner Predigt auch von sich selbst redet und eigene Erfahrungen schildert. Und solches Reden soll sich auch nicht auf die Predigt beschränken, jede Art des Zusammenseins kann dazu einladen.

Nun noch ein Wort zur Offenheit *für* andere. Eine solche Haltung nimmt denjenigen ernst, der einem gerade begegnet. Was hat dieser andere wohl für ein Lebensschicksal zu bestehen? Welche Gedanken beschäftigen ihn? Welche Erfahrungen hat er gemacht? Offen für andere zu sein, heißt zunächst, andere anzuhören, aber vor allem, sich unter Umständen mit dem *auseinanderzusetzen*, was man da gehört hat. Kann ich aus dem, was ich von *anderen* gehört habe, vielleicht etwas für *mein* Leben lernen?

Im Mai haben wir in der Tempelgemeinde den Versuch gemacht, einen Gottesdienst zusammen mit anderen (es waren Angehörige der Bahá'í-Religion) zu feiern. Der Erfolg ermutigt zu weiteren ähnlichen Schritten. Als ein »Haus der Begegnung« hat unser Gemeindezentrum, wie ich meine, noch viel Platz für andere. Laßt uns ihnen unsere Türen öffnen!

Peter Lange

Gottes Ebenbild

Gedanken zum biblischen Schöpfungsbericht

Nachstehend geben wir zwei Betrachtungen wieder, die Anfang Mai den Inhalt eines ökumenischen Gottesdienstes in der Stuttgarter Tempelgemeinde gebildet haben. Zum Thema des Menschenbildes, wie es uns in der alttestamentlichen Schöpfungsgeschichte entgegentritt, äußerten sich von Seiten der Bahá'í-Religion Michael Gollmer und von Seiten des templerischen Christentums Peter Lange.

»Dann sprach Gott: Nun wollen wir Menschen machen, ein Abbild von uns, das uns ähnlich ist! So schuf Gott die Menschen nach seinem Bild, als Gottes Ebenbild schuf er sie, und schuf sie als Mann und Frau.

Und Gott segnete die Menschen und sagte zu ihnen: Seid fruchtbar und vermehrt euch! Füllt die ganze Erde und nehmt sie in Besitz! Ich setze euch über die Fische im Meer, die Vögel in der Luft und alle Tiere, die auf Erden leben, und vertraue sie eurer Fürsorge an.

Und Gott sah alles an, was er geschaffen hatte, und sah: es war alles sehr gut.« (1. Mose 1,26-31)

»Nachdem Er die Welt und alles, was darin lebt und webt, erschaffen hatte, wünschte Er durch das unmittelbare Wirken Seines unumschränkten, höchsten Willens, dem Menschen die einzigartige Auszeichnung und Fähigkeit zu verleihen, Ihn zu erkennen und zu lieben – eine Fähigkeit, die notwendigerweise als der gesamten Schöpfung zugrunde liegender schöpferischer Antrieb und Hauptzweck anzusehen ist. ...

Auf in die innerste Wirklichkeit jedes erschaffenen Dinges hat Er das Licht eines Seiner Namen ergossen; jedes hat Er zum Empfänger der Herrlichkeit einer Seiner Eigenschaften gemacht. Die Wirklichkeit des Menschen jedoch hat Er zum Brennpunkt für das Strahlen aller Seiner Namen und Eigenschaften und zum Spiegel Seines eigenen Selbstes erkoren. Aus allem Erschaffenen ist allein der Mensch zu einer so großen Gunst, einer so dauerhaften Gabe auserwählt worden.« (Bahá'u'lláh, Ährenlese 27,2)

Die eindringliche Botschaft dieser Texte ist: Gott liebt uns. Gott liebte es, uns zu erschaffen. Gott liebte es, Geschöpfe zu schaffen, die Ihn erkennen und somit Seine Liebe erwidern können. Die gesamte Schöpfung mit all ihrer Schönheit und Vollkommenheit wurde allein zu diesem Zweck erschaffen. Dies ist die besondere Auszeichnung des Menschen.

Wie aber äußert sich nun unsere Liebe zu Gott? »Wenn ein Freund für einen anderen Liebe fühlt,« sagt 'Abdu'l-Bahá, »so wird er es ihm sagen wollen. Ob schon er weiß, daß der Freund seine Liebe empfindet, wird er doch den Wunsch haben, ihm dies zu sagen. ... Gott kennt die Wünsche aller Herzen, aber der Drang zu beten ist ein natürlicher, er entspringt aus des Menschen Liebe zu Gott.« Der erste Weg, unsere Liebe zum Ausdruck zu bringen, ist also das Gebet.

Dabei kommt es nicht auf die Wahl unserer Worte an. Was zählt, ist die Aufrichtigkeit unserer inneren Haltung, unsere Sehnsucht, Gott nahe zu kommen, und unsere Demut.

'Abdu'l-Bahá wurde einmal gefragt, wie wir beten sollten. »Wir sollten in der Sprache des Himmels, in der Sprache des Geistes sprechen,« antwortete er, »denn es gibt eine Sprache des Geistes und des Herzens. Diese ist so verschieden von unserer Sprache, wie die unsrige verschieden ist von der Sprache der Tiere, die sich nur durch Schreie und Laute zu äußern vermögen.«

Als Ebenbild Gottes erschaffen zu sein, bedeutet vor allem auch, einen freien Willen zu haben. Gott ist der, »Der tut, was Er will«. Und wenn unser menschlicher Wille auch nur ein verschwindend kleines Abbild dieses allumfassenden göttlichen Willens ist, so wird uns damit doch eine große Verantwortung auferlegt. Unseren Willen auf unsere geistige Entwicklung, die Entwicklung unserer Seele zu konzentrieren, das sollte all unser Bestreben sein.

Ich möchte nochmals 'Abdu'l-Bahá zitieren: »Im Menschen sind zwei Naturen: seine geistige oder höhere und seine materielle oder niedere Natur. In der einen nähert er sich Gott, wogegen er in der anderen nur der Welt lebt. Von beiden Naturen finden sich im Menschen Zeichen. In seiner materiellen Art bringt er Lüge, Grausamkeit und Ungerechtigkeit zum Ausdruck, die alle seiner niederen Natur entspringen. Die Eigenschaften seiner göttlichen Natur erscheinen als Liebe, Erbarmen, Güte, Wahrheit und Gerechtigkeit, und sie sind eine wie die andere Ausdruck seines höheren Wesens. Alles gute Gebaren, jeder edle Zug gehört der geistigen Natur des Menschen an, wogegen alle seine Unzulänglichkeiten und bösen Taten aus seiner materiellen Wesensart heraus geboren werden.«

Das erinnert uns an den Kolosserbrief des Apostels Paulus, in dem er sagt: »Jetzt müßt ihr alles ablegen, Zorn und Aufbrausen, Boshaftigkeit, Beleidigung und Verleumdung. Belügt einander nicht mehr!«

Diese schlechten Gewohnheiten abzulegen und an seinen geistigen Tugenden zu arbeiten, hat einen zweifachen Zweck: Der erste ist bezogen auf das Leben hier, soll das harmonische Miteinander fördern, die Liebe zu unseren Mitmenschen. »Je mehr wir einander lieben, desto näher sind wir Gott« ('Abdu'l-Bahá). So ist auch die Nächstenliebe ein Ausdruck der Liebe zu Gott, dem Ziel unserer Erschaffung. Der Zweite ist bezogen auf unser Leben im Jenseits. Wiederum möchte ich 'Abdu'l-Bahá zitieren: »Wäre ein Menschenleben mit seinem geistigen Sein auf diese irdische Zeitspanne beschränkt, was wäre dann die Frucht der Schöpfung? Wäre solch eine Auffassung richtig, so wären alle erschaffenen Dinge, alle abhängigen Wirklichkeiten, ja die ganze Welt des Seins ohne jede Bedeutung. Gott behüte, daß jemand an solch einem Hirngespinnst, solch einem schweren Irrtum festhält!«

So wie die gesamte Schöpfung zur Freude und zum Nutzen des Menschen geschaffen wurde, so dient dieses Leben zur Vorbereitung des nächsten. Dabei sollten wir uns vor allem durch unsere Taten auszeichnen. Neben dem Gebet sind reine, heilige Taten der beste Weg, unsere Dankbarkeit und Liebe zum Ausdruck

zu bringen. So sagt Bahá'u'lláh: »Das Wesen des Glaubens ist, wenig Worte zu machen und eine Fülle von Taten aufzuweisen.« *Michael Gollmer*

»Gott schuf die Menschen nach seinem Bild. Und er sah alles an, was er geschaffen hatte, und sah: es war alles sehr gut.« Diese Worte aus dem Alten Testament hat sicher jeder von uns schon einmal gehört und sicher nicht nur einmal. Die ganze biblische Schöpfungsgeschichte ist uns doch vertraut seit Kindheitstagen. Ich bin immer wieder fasziniert davon, wie gut hier die Entwicklung der Welt geschildert wird, ganz so, als ob die Verfasser vor Tausenden von Jahren schon etwas von den Ergebnissen moderner Astronomie und biologischer Evolutionslehre geahnt hätten.

Doch ich frage mich, ob wir die Bedeutung dieses Textes denn auch wirklich erkennen. Zum Beispiel, was die Erschaffung des Menschen angeht. Allein schon der kurze Satz »Und er sah: es war alles gut« könnte uns doch unendlich viel zu denken geben. War es tatsächlich gut, was Gott da erschaffen hatte? Wenn wir uns umsehen in der Welt und uns mit der Geschichte der Menschheit befassen, müssen wir dann nicht eher sagen: Nein, es war überhaupt nicht gut? Scheint es nicht so, als ob die Verfasser der Schöpfungsgeschichte den Menschen falsch eingeschätzt hätten, wenn sie behaupten, dieser Schöpfungsakt sei gut gewesen? Wir brauchen gar nicht weit in der Geschichte unseres eigenen Volkes zurückzugehen, und wir treffen auf entsetzliche Greueltaten, die viele Menschen anderen Menschen angetan haben. Und auch in der Gegenwart erleben wir zum Beispiel im Balkan noch Szenen, die nicht das Geringste mit einer Gottebenbildlichkeit zu tun haben. Im Zusammenleben der Menschen gibt es Haß und Streit, Neid und Habgier. Die Kriminalität nimmt zu, Gewalttaten sind an der Tagesordnung.

In der christlichen Tradition hat sich aufgrund dieser Tatsachen vielfach die Ansicht herausgebildet, der Mensch habe ursprünglich dem Schöpferbild entsprochen und sei dann durch seinen Ungehorsam von Gott aus dem Paradies verbannt worden. Durch den Sündenfall des ersten Menschen sei die Menschheit in einen Sumpf gefallen, aus dem sie sich nicht mehr selbst retten könne.

Denken wir auch so? Legt die Evolutionslehre uns nicht eher die Auffassung nahe, daß der Mensch sich aus dem Tierisch-Triebhaften erst zu einem geistbe-seelten und gemeinschaftsbewußten Wesen *entwickeln* muß? Liegt solches Denken nicht vielleicht auch in den Worten des Schöpfungsberichtes? Schauen wir uns den Text doch einmal näher an. Da steht nämlich nichts davon, daß die Menschen ein Ebenbild Gottes *seien*, sondern daß er sie als sein Abbild *erschaffen* habe. Ist das nicht ein großer Unterschied?

Was wir in der Schöpfungsgeschichte lesen, ist also nicht ein Bericht über den *Zustand* der Menschen, sondern über ihre *Bestimmung*. Bestimmung ist so etwas wie Ziel, Aufgabe, Richtung, Vorgabe. Der Schöpfungsbericht will sagen, daß in diesem Schöpfungsakt etwas angelegt worden ist, das zu einem bestimmten Ziel führen soll. Die Richtung, in die unsere Entwicklung gehen soll, ist schon von Anfang an vorgegeben.

Wenn wir dies genau bedenken, ergeben sich daraus überraschende Konsequenzen: so zum Beispiel, daß der sogenannte Sündenfall kein *Fall* ist, von dem der Mensch sich nicht mehr erheben kann, sondern daß es sich hierbei um die *Entlassung des Menschen* aus seinem triebhaften Gebundensein in eine Phase der Entscheidungsfreiheit handelt. Die Bestimmung des Menschen ist sein Eintritt in die Freiheit. Erst vor kurzem habe ich bei einem Mystiker gelesen, er halte es für eine sehr unglückliche Interpretation des Sündenfalls, ihn als einen *Abfall von Gott* zu deklarieren, als einen Bruch, so als ob es eine *mißglückte* Schöpfung gäbe, die aus dem Gleis geraten ist.

In dem zu Beginn zitierten Wort von Bahá'u'lláh ist die Rede davon, daß Hauptzweck und Antrieb der Schöpfung die Fähigkeit des Menschen sei, Gott erkennen und lieben zu können. Ohne freie Entscheidung kann man aber nicht Gott erkennen und lieben. Der Schöpfer wird uns dargestellt als einer, der ein *Gegenüber* sucht, einen Gesprächspartner, der ihm aus eigener Entscheidung in Liebe gegenübertritt. Also mußte der Weg erst einmal über die Erlangung der menschlichen Freiheit gehen.

Und diese Entscheidungsfreiheit bringt immer auch die Gefahr mit sich, sich für das Falsche zu entscheiden und von dem gewiesenen Weg abzukommen. In dem Losungslied unseres Tempelgründers lautet eine Stelle: »Selbst *über* den Engeln ist unsere Stelle, doch *unter* den Tieren der jetzige Stand«. Wir könnten auch sagen: die Menschen sind zu Höherem bestimmt, aber sie haben ihrer Bestimmung noch nicht entsprochen.

Doch solche Urteile sind nur zum Teil richtig. Denn wir sollten nicht verkennen, daß es immer wieder in der Geschichte Menschen gegeben hat, die über den Stand ihrer Umgebung hinausragten und etwas von dem verwirklicht haben, was in der menschlichen Bestimmung liegt. Es sind allerdings nur Einzelne, Wenige im Meer der Vielen, aber die Wenigen sind in der Lage, Impulse zu geben, den Blick der anderen auf das Wesentliche, auf den eigentlichen Sinn des Lebens zu lenken.

Ich möchte noch weitere Konsequenzen unserer Sicht des Menschen aufzeigen: Wenn *jeder* den Keim des Gotteswesens in sich trägt, dann gibt es keine Bevorzugten, keine Auserwählten, keine Verlorenen und keine Verdammten. Dann gibt es nur solche, die nach ihrer göttlichen Bestimmung zu leben versuchen, und solche, die das Gottesbild in ihnen selbst zugedeckt oder zugeschüttet haben. Dann ist *jeder* zum Gottesreich berufen und *keiner* davon ausgeschlossen.

Die Templer wissen, daß in ihrer doch schon fast 150 Jahre währenden Geschichte immer allergrößter Wert auf eine richtige Erziehung von Kindern und Jugendlichen gelegt worden ist. Es liegt dieser pädagogischen Arbeit gerade dieser Gedanke zugrunde, daß in dem heranwachsenden Menschen etwas von Gott Geschaffenes angelegt ist, das entfaltet und entwickelt werden muß. Die Bahá'í sagen, daß es in jedem Menschen ein »Bergwerk voller Edelsteine« gäbe, das nur auf seine Erschließung warte. Es liegt an den Eltern und Erziehern, den Freunden und Lehrern, diese Bergmannsarbeit an den Kindern anzupacken. Wie oft habe

ich schon Tempeler der älteren Generation gehört, die von ihrer eigenen Erziehung sprachen und dabei in größter Verehrung und Dankbarkeit der Lehrer gedachten, die in ihnen den Sinn für das Wahre, das Gute, das Schöne entwickelt und ihnen damit zu einem vertieften Leben verholfen hatten.

Jesus von Nazareth hat in der ganzen Zeit seiner öffentlichen Wirksamkeit zum Streben nach dem Reich Gottes aufgerufen. Er meinte mit dem Gottesreich eine Welt, in der die Menschen ihrer Bestimmung gemäß leben und handeln, eine Welt, in der die Menschen des göttlichen Keims in sich bewußt werden und diesen Keim so weit wie möglich zur Entfaltung bringen.

»Gott schuf die Menschen nach seinem Bilde.« Wenn wahr ist, was in dieser alten Überlieferung mythologisch ausgedrückt wird, dann tragen die Menschen ein Bild Gottes in sich. Dann sind die Menschen zwar immer noch Geschöpfe, begrenzt und eingeengt in biologische und soziale Schranken, doch sie haben eine *Beziehung* zum Urgrund allen Seins. Ein unsichtbares Band verbindet das Geschöpf mit seinem Schöpfer. Wenn wir uns dessen bewußt werden, dann gibt es für uns keine Überheblichkeit in irgendeiner Weise, sondern eher Demut angesichts der großen Schöpfermacht und Achtung vor allem Geschaffenen, so wie es der Liederdichter Gellert in dem Lied, das wir oft in der Gemeinde singen, ausgedrückt hat:

»Der Mensch, ein Leib, den deine Hand so wunderbar bereitet,
der Mensch, ein Geist, den sein Verstand dich zu erkennen leitet,
der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis ist sich ein täglicher Beweis
von deiner Güt' und Größe.«

Peter Lange

Die Arbeit auf dem Bauplatz

Ein Ruf zum Tempel aus früheren Tagen

Aus Anlaß des Tempelgründungstags haben wir in alten Erinnerungsbüchern geblättert und sind dabei auf den Bericht eines alten Tempelers aus dem Jahr 1893 gestoßen, der, ohne ihn namentlich zu nennen, den Tempel mit seinen Zielen sehr anschaulich beschreibt. Wir können seiner Schilderung entnehmen, wie er die Menschen engagiert an ihre Bestimmung gemahnt, Gottes Ebenbild zu werden.

Meinen Freunden ist es zur Genüge bekannt, daß ich ein großer Freund war vom Singen, Deklamieren, Tanzen und dergleichen, daß ich alles Lustige mitmachte, überhaupt nicht nur eine lustige Haut, sondern oft auch sehr leichtsinnig war. Und diese Eigenschaften taugen nichts mehr, wenn man verheiratet ist und Kinder zu ernähren und zu versorgen hat.

Ogleich diese wilden Eigenheiten, die, wie manche Leute meinen, den Menschen angeboren sind und das Gegenteil der reinen und edlen Tugenden darstellen, die auch im Herzen der Menschen vorhanden sind und die bei manchen Leuten, wie bei mir in meiner Jugendzeit, schlummern und schlafen und wo niemand

sich zeigt, dieselben zu wecken und zu neuer Blüte, ja zu einer Frucht zu gestalten, und diese wilden Eigenheiten den Menschen in der Regel auf verkehrte, der eigentlichen Bestimmung des Menschen zuwiderlaufende Wege führt, so liebt man sie doch.

Denn mit dem tollsten Treiben erntet man in der Regel den Beifall der Gesellschaft, was einen immer wieder anfaucht und ermuntert, noch tollereres Zeug zu machen. Und da fehlt es nach meiner jetzigen Erkenntnis in erster Linie an einer richtigen Jugenderziehung, welche die eigentlichen Jugendfreuden und Lustbarkeiten in die richtigen Bahnen lenkt. An Freuden, die keinen Schaden verursachen an unserem leiblichen und geistigen Wohl.

Es kommt mir vor, wie wenn man einen wertvollen Kanarienvogel an einen Platz hängt, wo den ganzen Tag über das wüste Geschrei der Spatzen ertönt. Es braucht wahrlich gar nicht lange, so schreit der Kanarienvogel auch »Zwilch-Zwilch«. Daß dieser Vogel dann nichts mehr wert ist, weiß jeder. Ich möchte durchaus nicht sagen, daß das Singen, Tangen und überhaupt Lustig- und Lebensfroh-Sein eine Sünde oder gar ein Verbrechen wider die Sittlichkeit wäre. Durchaus nicht. Theater, Bälle und wie man das Zeug alles nennt, dies alles darf unsere Jugend mitmachen, wenn dieselbe von einer geistig erstarkten, leidenschaftslosen Umgebung überwacht wird, was aber leider auf weiten Strecken nicht mehr zu finden ist. Denn in der Regel werden oft gerade von älteren Leuten, bei denen man ihrem grauen Haupte wegen Sitte, Verstand und Zucht erwarten könnte, die erbärmlichsten Sitten gezeigt und die zuchtlosesten Gespräche geführt. Und dies in Gegenwart der noch zarten Jugend.

Ist es dann ein Wunder, wenn man hören muß, die Jugend sei zügellos und ehre das Alter nicht mehr? Wenn man zusehen muß, wie unsere Jugend durch ausschweifendes Leben ihre Gesundheit einbüßt und dahinsiecht? Wenn dieselbe durch allerhand Rohheiten und Unbotmäßigkeiten mit den Gesetzen in frühestem Alter in Konflikt kommt und durch die Folgen davon immer mehr sittlich und moralisch verkommt?

Da muß doch in jedem, der auch in diesem Spital krank war, eine Sehnsucht erwachen nach etwas Besserem, nach einem Rezept, das nicht bloß Linderung, sondern Hilfe schafft. Obwohl ich, Gott sei Dank, heute, in meinem 51. Lebensjahr noch ganz rüstig bin und meine Kräfte nicht zu sehr durch jugendlichen Leichtsinn verschwendet habe, so wollte ich doch nicht, daß meine Kinder in die gleichen Verkehrtheiten geraten sollen wie ich.

Ich schloß mich deshalb einer Gesellschaft an, die ernstlich bestrebt ist, die in der ganzen Menschheit steckenden Laster und die Leib und Seele tötenden Sünden aufzudecken, zu beseitigen und den Menschen seiner wahren Bestimmung zuzuführen: nämlich Gottes Ebenbild zu werden.

Dabei aber denke sich niemand, daß wir jetzt Menschen seien, denen man den Heiligenschein schon von der Ferne ansieht oder die sich etwa für besser hielten als andere Menschen. O nein! Bei uns sieht es auch noch häßlich aus. Man denke sich einen Bauplatz, wo ein schönes Palais errichtet werden soll, an dem ge-

genwärtig das Kellergewölbe entsteht. Neben dem Morast nun und Abfällen von Werksteinen zur Grundmauer denke man sich auch schon etliche Wagen beigebracht, auf dem Bauplatz liegende, schön gehauene Quader zum Sockel und für die Ecksteine, die unsere Führer bedeuten. Damit ist aber der Bau noch lange nicht fertig. Da gibt es noch viele Steine zu richten und deshalb auch noch viele Schlacken aufzuräumen. Aber so lange wir Menschen nicht erkennen, daß wir ungehauene und ungeschliffene und deshalb für diesen Bau noch nicht verwendbare Steine sind, so lange lassen wir uns auch nicht zubereiten. Und weil wir lebendige Steine sind, die von unserem Schöpfer Verstand und Vernunft, sogar einen freien Willen erhalten haben, so ist es an uns, daß wir uns freiwillig behauen, schleifen und in diesen Bau einfügen lassen. Wollen wir uns einmal dazu hergeben, so ist der Anfang gemacht, daß wir nicht bloß für uns selbst, sondern auch erst recht für unsere Jugend und ihr zeitliches und ewiges Wohl besorgt sind.

Zu diesem Zweck ist ganz selbstverständlich eine Vereinigung von Gleichgesinnten notwendig, das heißt von solchen, denen über unsere heutigen gesellschaftlichen Zustände die Augen aufgegangen sind. Solche, die einsehen, daß es immer unbehaglicher, ja sogar unheimlich wird, die bedenken, wo solche Zustände hinführen wollen. Einerseits Aberglaube, andererseits Unglaube. Und so scheinbar wahrer Glaube noch ist, da zeitigt derselbe die gleichen Früchte wie die beiden Erstgenannten. Eben deshalb muß einem Menschen, der nicht gleichgültig in den Tag hineinlebt, ein Verlangen, ein Sehnen nach etwas wirklich Befriedigendem sich aufdrängen. Keiner wird eher Ruhe finden, bis er endlich ein Licht sieht, das seine Seele erleuchtet.

Dann aber geht der Kampf erst los, und zwar mit dem eigenen Ich, denn unser Althergebrachtes, unsere Leidenschaften und Untugenden müssen wir ablegen. Wir müssen uns im Spiegel unseres Meisters beschauen, sein Leben zu dem unsrigen machen und ihm nachfolgen. Das ist sein Wille.

Religiöse Vereinigungen gibt es ja viele und unter verschiedenen Namen, aber in welcher Weise diese ein Muster für ihre Umgebung sind, das allein verleiht ihnen Wert. Das Volk Israel, das in Abraham seine Verheißung hatte, war das Mustervolk, das unter Salomon seinen höchsten Glanzpunkt erreichte. Von ihm heißt es: Es kamen alle Könige der Erde und überbrachten Geschenke, und Gott war mit ihnen. Das neue Bundesvolk hat die gleiche, ja noch eine bessere Verheißung, und zu diesem möchte ich zählen und es würde mir Freude machen, wenn recht viele meiner Kameraden auch zu den Streitem fürs Volk Gottes sich erwählen ließen, denn der geistige Kampf ist ein Heiliger Krieg. Und dieser Kampf ist kein leichter, er geht, wie schon erwähnt, gegen unser eigenes Fleisch und Blut, gegen unsere Lieblingssünden. Da gelten keine frommen Gebärden und Heruntersehen auf andere, sondern da wird jeder selbst klein, wenn er sich im Spiegel des Meisters beschaut. Auch wird derjenige, der seiner eigenen Schuld bewußt ist, nicht hart urteilen über seinen Nächsten.

Johannes Birkmeyer, Neuffen

Bernstein-Seminar 1999

Wie doch die Zeit vergeht! Nun schon seit 25 Jahren besteht unser jährliches Wochenend-Seminar, und seit 11 Jahren fahren wir dazu ins Kloster Bernstein, wo wir von Familie Kewitz rundum liebevoll betreut werden. Schade, daß diesmal nur 15 Teilnehmer zusammenkamen, es hätten gut noch 10 mehr sein können.

Brigitte Hoffmann und Peter Lange haben ihren Zuhörern in gut vorbereiteten Referaten heutige Forschungsarbeit zur Bibelkunde vor Augen geführt. Gerade uns Templer muß es interessieren, wie die Schriften der Bibel – besonders das Neue Testament – zu verstehen sind. Anhand der beiden Bücher – mit gleichem Titel: »Der historische Jesus«, verfaßt von John Dominic Crossan und Gerd Theißen – erhielten wir Einblick in die verschiedenen Stadien der Entwicklung der einzelnen Schriften, die im Neuen Testament und in anderen Quellen über das Leben und Wirken des Jesus von Nazareth berichten. Wer macht sich schon klar, daß die Paulusbriefe viel früher geschrieben wurden als die vier Evangelien, wenn er die Geburtsgeschichte bei Lukas liest! Was ist erfunden, und warum? Was ist historisch gesichert, und woran läßt sich dies erkennen? In Textvergleichen verschiedener Quellen haben wir versucht, uns diesen Fragen zu nähern.

Die Referate waren auf Schwerpunkte um das historisch Greifbare der Person Jesu konzentriert: 1. Der Täufer Johannes und die Taufe Jesu im Jordan. 2. Die Reich-Gottes-Verkündigung bei Jesus. 3. Das Verhältnis Jesu zum jüdischen Gesetz. 4. Die Bedeutung der Wundergeschichten. 5. Die Deutung des letzten Abendmahls Jesu. 6. Fragen zu den Auferstehungsberichten. Ein ganz herzliches Dankeschön an Brigitte und Peter für ihre Vorarbeit. Es ist sicher kein leichtes Unterfangen, einen wissenschaftlichen Text allgemeinverständlich darzulegen. Dazu braucht es sehr viel Zeit und Idealismus.

Natürlich haben wir nicht nur »hochgeistig« getagt. Nach dem Abendessen gab es immer die Möglichkeit zu einem Spaziergang, jedoch nicht ohne Schirm. Am Freitagabend zeigte uns Karin Klingbeil Dias von der letzten Israelreise und von einer Wanderung im Ramon-Krater im Negev.

Am Samstagvormittag weihte uns Stephen Blaich in die Besonderheiten einer romantischen Orgel ein. Dazu gab er uns in der Dorfkirche von Ahldorf eine Kostprobe romantischer Orgelstücke von Mendelssohn, Reger und Bruckner. Am Samstagabend ging es musikalisch weiter. Wolfgang Blaich berichtete Interessantes über die Entstehungsgeschichte des »Messias« von Georg Friedrich Händel, und wir konnten einige Teile dieser ergreifenden Musik hören.

Mit hellem Morgenschein machte der Sonntagmorgen seinem Namen alle Ehre, was wir mit fröhlichem Gesang unter der Leitung von Dorle Wilhelmi herzlich begrüßten. Wie Peter Lange dann noch die Esslinger Liederbücher austeilte, wollten wir mit dem Singen gar nicht mehr aufhören.

Fröhlich und mit dem Gefühl, ein wirklich gutes begegnungsreiches Wochenende miteinander verbracht zu haben, fuhren wir am Sonntagmittag nachhause. Vielen Dank allen Mitgestaltern. Meinen Bericht schließe ich mit den Wünschen des

Segensspruchs aus Irland, den wir neu singen gelernt haben:

»Möge dein Weg dir freundlich entgegenkommen, Wind dir den Rücken stärken, Sonnenschein deinem Gesicht viel Glanz und Wärme geben. Der Regen möge deine Felder tränken, und bis wir beide, du und ich, uns wiedersehen, halte Gott schützend dich in seiner hohlen Hand. Deine Wege mögen dich aufwärts führen, freundliches Wetter bereite dir deinen Schritt, Wind stärke dir deinen Rücken – und mögest du längst im Himmel sein, wenn der Teufel merkt, daß du fort bist.«

Monika Tietz

Wer war Jesus?

Ein Jesus-Bild heutiger Bibelforschung

Wer war Jesus? Die erste Antwort ist: Er war ein jüdischer Charismatiker, der unabhängig von allen messianischen Rollenerwartungen eine außernormale Ausstrahlungs- und Irritationsmacht ausübte. Sein *Charisma* zeigte sich darin, daß er sich implizit eine besondere Gottesnähe zuschrieb: Er bekräftigte seine Worte durch vorangestelltes Amen selber, als habe er sie von Gott empfangen. Seine Antithesen transzendierten bewußt die Thora, ohne ihr zu widersprechen. Er reaktivierte die traditionelle Vatermetaphorik in einer Weise, die eine besondere Beziehung zu Gott anzeigt. Er sprach Sündenvergebung zu, die in der Regel von Gott selbst erhofft wurde. Und er wirkte im Bewußtsein, daß Gott durch ihn Wunder tat. So wenig er eine Lehre über sich entwickelte, so klar äußerte er sich über den Täufer Johannes, den er aus allen Menschen hervorhob. Sich selbst aber wußte er als den vom Täufer angekündigten »Kommenden«, nur daß er ganz anders war, als der Täufer angekündigt hatte. Er überbot den Propheten, der in seinen Augen mehr war als alle anderen Propheten. Sein Selbstbewußtsein ist kaum zu unterschätzen.

Dies Vollmachtsbewußtsein transzendierte die Rollenerwartungen, mit denen er konfrontiert wurde – vor allem die Messiaserwartung, die neben anderen eschatologischen Erwartungen in vielen Varianten im Volk lebendig war. Es war keineswegs klar, in welchem Sinne jemand seine Messianität verstand, wenn er in ihm den »Messias« sah. Daher konnte Jesus ein Messiasbekenntnis zurückweisen, ohne damit den Messiasstitel generell für sich abzulehnen; was er ablehnte, war die in einer spezifischen Messiaserwartung zum Ausdruck kommende Gesinnung.

Wahrscheinlich hatte Jesus ein messianisches Selbstverständnis im weitesten Sinne. Aber er wollte die Rolle des Messias nicht exklusiv, sondern zusammen mit seinen Jüngern ausüben, in denen er ein messianisches Kollektiv zur Regierung Israels sah. Er aktivierte ihre messianischen Hoffnungen. Eben diese Aktivierung von Messiaserwartungen wurde ihm zum Verhängnis: Er wurde wegen der vom Volk an ihn herangetragenen Messianität von den Römern gekreuzigt. Diesen ging es weniger darum, ihn und seine Lehre zu treffen. Sie wollten in ihm die messianischen Erwartungen des Volkes Israel »kreuzigen«.

Da der Täufer seine messianische Erwartung nicht mit einem Titel verbunden hatte, konnte Jesus auf jeden vorgeprägten Hoheitstitel verzichten. Der einzige Begriff, den er explizit auf sich bezog, war der Ausdruck »Menschensohn« – und der war kein Titel, sondern ein alltäglicher Ausdruck, der erst durch Jesus messianisch aufgeladen wurde. Es ist kein moderner Anachronismus, wenn man feststellt: Jesus hat den Ausdruck »Mensch« zum entscheidenden Hoheitstitel gemacht. Er hat dem Menschen schlechthin eine Würde gegeben, die alle anderen Hoheitstitel transzendierte: Messias, Sohn Gottes und Kyrios. Die in Dan 7 enthaltene Vision sagte: Israels Bestimmung war es, die tierischen Weltreiche durch ein humanes Weltreich abzulösen. Jesus erwartete das nicht von jemandem, der nur »wie ein Mensch« war, sondern von einem wirklichen Menschen. Er war überzeugt, selbst dieser Mensch zu sein – und in naher Zukunft zu werden.

Diese Human-Christologie ging im Geschick Jesu in anderer Weise in Erfüllung als erwartet. Als Jesus in Galiläa das Reich Gottes verkündigte und nach Jerusalem hinaufzog, erhoffte er das baldige Hereinbrechen des Gottesreiches. Aber er wurde hingerichtet. Es kam nicht das Gottesreich. Es ereignete sich nicht das endgültige Eingreifen Gottes, um Israel und die Welt zum Heil zu führen. Gott griff in anderer Weise ein: Er erweckte nach dem Glauben der Jünger den Gekreuzigten vom Tode. Nur durch Leiden und Tod hindurch war der »Menschensohn« zu seiner Hoheit gelangt. Alles, was Jesus vorher implizit und explizit über sich gesagt hatte, alles, was andere von ihm erhofft oder befürchtet hatten, mußte im Lichte von Kreuz und Ostern neu formuliert werden.

Für das weitere Verständnis Jesu wurde entscheidend, was vom Bild Jesu diesen »Osterbruch« überstand. Denn mit Jesus wurden alle impliziten, evozierten oder expliziten Erwartungen gekreuzigt, um an Ostern im Glauben der ersten Christen zu neuem Leben auferweckt zu werden. Die drei Titel, die nachösterlich in neuer Weise zur Geltung kamen, waren »Messias«, »Sohn Gottes« und »Menschensohn« – ergänzt durch die Verehrung Jesu als »Kyrios« (»Herr«), die keinen vorösterlichen Vorläufer hatte. ...

In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts stand die christliche Theologie in der Gefahr, eine Kyrios-Christologie mit minimaler Rückbindung an den irdischen Jesus zu entwerfen. Der kerygmatische Christus, d.h. der nachösterlich als Kyrios verehrt, wurde als absolute Macht gepredigt, die fordert und begnadigt. Das menschliche Antlitz des irdischen Jesus ging verloren. Seine jüdischen Züge verblaßten. Der von ihm offenbarte Gott drohte, zu einem autoritären Gott zu werden. Die Suche nach dem historischen Jesus galt als gescheitertes Unternehmen.

Mein Buch zieht eine Zwischenbilanz in einer Neuorientierung der Theologie, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts geschah. Es möchte informieren, darüber, wer Jesus war. Aber es möchte auch einen Zugang zu ihm ermöglichen, der nicht durch autoritäre Zumutungen verstellt wird.

(Gerd Theißen, in: »Der historische Jesus«, Göttingen 1997)

Jesus und das Judentum

Die Täuferbewegung des Johannes und später die Jesusbewegung gehören in die lange Kette von Erneuerungsbewegungen im Judentum, die angesichts des übermächtigen Drucks, der von der hellenistischen Kultur ausging, die jüdische Identität bewahren und neu definieren wollte.

Nach dem Tod Jesu wurde aus seiner innerjüdischen Erneuerungsbewegung zunächst eine jüdische Sekte, gekennzeichnet *nicht* durch größere Strenge, sondern durch größere Offenheit. Seit etwa 70 n.Chr. wird aus der Sekte ein endgültiges Schisma, ein Bruch, eine Spaltung, bedingt einerseits durch die Zerstörung des Tempels durch die Römer und andererseits durch die innere Weiterentwicklung sowohl des Judentums wie des Christentums.

Da die meisten *Textquellen* in dieser Zeit formuliert wurden, weisen sie eine *Tendenz* auf, nämlich die spätere Trennung von Juden und Christen in die Zeit Jesu zurückzuprojizieren, so als ob es diese Trennung schon damals gegeben hätte und so als ob Jesus den jüdischen Glauben habe verändern wollen (denken wir nur einmal an Jesu Worte aus der Bergpredigt: Zu den Alten ist gesagt worden ..., *ich aber sage euch: ...*). Innerjüdische Konflikte Jesu mit anderen jüdischen Gruppen wurden daher in den späteren Schriften oft als Konflikte Jesu *mit dem Judentum allgemein* wahrgenommen.

Heutige historisch-kritische Forschung erkennt immer deutlicher, daß Jesus *ins Judentum hinein* gehört. Die Wertschätzung Jesu wird dadurch, daß man ihn zum Judentum zählt, nicht gemindert, vielmehr gilt: Man kann Jesus nur wertschätzen, wenn man das Judentum in diese Wertschätzung mit einbezieht. Das Judentum zeigt sich in seiner ganzen Geschichte, gewiß aber zur Zeit Jesu, als eine faszinierende Größe von großer innerer Lebendigkeit. Für das Christentum ist so die Beziehung zum historischen Jesus ein bleibender Zugang zum Judentum.

Neuzugänge der Bücherei

R-040 Alexander Schick: »**Faszination Qumran – Wissenschaftskrimi, Forscherstreit und wahre Bedeutung der Schriftrollen vom Toten Meer**«, 1998

P-235 Udo Tworuschka: »**Lexikon: Die Religionen der Welt**«, Namen, Orte und Begriffe aus den Weltreligionen erklärt u. nach Stichworten geordnet, 1999

P-236 Gerd Lüdemann: »**Der große Betrug – Und was Jesus wirklich sagte und tat**«, Echte und Unechte Worte und Taten Jesu, Echtheitskriterien, 1998

P-237 Werner Gollmer: »**Mein Herz ist bei euch – 'Abdu'l-Bahá in Deutschland**«, Bericht über den Besuch des Bahá'í-Führers in Stuttgart 1.-9. April 1913

T-428 Amt für Tourismus der Stadt Haifa, Israel: »**Bahá'í-Gedenkstätte und Gärten am Berg Karmel**«, deutschsprachige Broschüre mit hochwertigen Farbaufnahmen, u.a. Darstellung der früheren deutschen Kolonie Haifa, 1999.

Alle diese Bücher können von der TGD-Verwaltung ausgeliehen werden.